Der Bund 12.11.2021

Reportage aus Äthiopien

Und dann kommt der Geheimdienst und nimmt den Reporter fest

Einst Hoffnungsträger, leidet Äthiopien nun unter einem Bürgerkrieg. Wie konnte das passieren? Dieser Frage ging unser Autor nach – und landete im Gefängnis.

Bernd Dörries
Publiziert: 12.11.2021, 11:32

Äthiopische Soldaten und Zivilisten versammeln sich am 3. November 2021 in der Hauptstadt Addis Abeba, Äthiopien, zu einer Veranstaltung anlässlich des einjährigen Jahrestages des Krieges in Tigray.
Foto: EPA/Keystone

Früher hat Alemu Kebede die Wanderer hier auf die Berge geführt, hat ihnen die Landschaft gezeigt, die im Simien Mountains National Park aussieht wie gemeisselt, diese knallgrünen Berghänge mit den horizontalen Linien, wie auf einer topografischen Landkarte. Die Arme ausgebreitet stand er über den weiten Schluchten des Hochplateaus, die so tief sind, dass man nicht sieht, wo sie enden, nur manchmal hört man einen Bach nach oben hallen. Er hat den Touristen aus aller Welt erklärt, dass der

Ras Dashen mit 4533 Metern der höchste Berg Äthiopiens ist und dieser Park Teil des Unesco-Weltkulturerbes.

Tiefe, furchige Schluchten durchlaufen den Simien Mountains National Park im Norden Äthiopiens.
Foto: Imago Images

Wenn es gut lief, haben sie den seltenen Sperbergeier gesehen und ein paar Affen, mit noch mehr Glück den Äthiopischen Wolf entdeckt, von dem es nur noch ein paar Hundert gibt, oder wenigstens seine Spuren.

Äthiopien war in den vergangenen Jahren äusserst beliebt bei Touristen aus dem Westen, auf den Reiseblogs wurde das Land vom Geheimtipp zum Muss-man-gesehen-haben. Es war vielleicht die schönste Zeit im Leben von Alemu Kebede. Bis der Krieg wieder begann.

Alemu Kebede ist 45 Jahre alt und heisst eigentlich anders, so wie mehrere Leute in dieser Geschichte auch, ihre richtigen Namen erscheinen nicht, weil ein falscher Satz in Äthiopien gerade zu grossen Problemen führen kann, wie man später sehen wird.

Er steht an diesem Tag Ende September vor einem Haufen Steine, nicht weit entfernt von einer dieser magischen Schluchten im Norden Äthiopiens, und zeigt auf eine Schuhspitze, die aus dem Geröll ragt. «Das ist das Grab eines feindlichen Kämpfers, sie tragen braune Plastiksandalen», sagt er nun. Im Hintergrund donnert die Artillerie, manchmal hört man ein Maschinengewehr.

Überbleibsel eines Kämpfers der Tigray: braune Plastiksandalen,
Foto: Bernd Dörries

Es gibt die, deren Gefühle man ihnen im Gesicht ablesen kann, und jene, die sie eher in Worte fassen. «Unser Herz ist gebrochen», sagt Alemu Kebede, der erst Lehrer war, dann umschulte und irgendwann seine eigene Reisefirma mit bis zu 300 Mitarbeitern hatte. Als Bergführer hat er den Touristen aus aller Welt Äthiopien erklärt. Jetzt muss er Äthiopien erklären vor der Welt, ein Land, das am Abgrund steht, ein explodierender Vielvölkerstaat mit 111 Millionen Einwohnern.

In den vergangenen Tagen hat sich die Lage in Äthiopien nochmals dramatisch verschärft. Die Rebellen aus Tigray marschieren auf die Hauptstadt Addis Abeba zu, wo die Einwohner aufgerufen sind, zu allen Waffen zu greifen, die sie finden können. Panik macht sich breit, die USA haben ihren Bürgern geraten, das Land zu verlassen. Überall in Äthiopien brechen neue Fronten auf, täglich kommen neue Bilder von Massakern an der

Zivilbevölkerung. Die USA und die EU drängen vergeblich auf Verhandlungen. In den Nachbarländern in Ostafrika stellen sich die Regierungen die bange Frage: Wenn Äthiopien zerfällt, wen reisst es alles mit sich?

«Wir könnten eigentlich das friedlichste Land der Welt sein. Aber die Dinge sind kompliziert», sagt der Reiseführer Alemu Kebede.

Als es Hoffnung gab

Die komplizierten Dinge, das ist auf den ersten Blick schon mal die jüngere Geschichte des Landes: In Äthiopien leben mehr als 80 Volksgruppen, von denen ein paar recht gross sind, etwa die Oromo, die ungefähr ein Drittel der Bevölkerung ausmachen, und viele sehr klein. Die Tigray stellen nur etwa sechs Prozent der Bevölkerung, doch von 1991 an regierten sie das Land. Jahrzehntelang verzeichnete der Staat eine der höchsten Wachstumsraten der Welt. Sie liessen Staudämme, Strassen und eine Eisenbahnlinie ans Rote Meer bauen, immer mehr Schulen und Universitäten wurden gegründet.

Die Truppen aus der Region Tigray rücken weiter vor. Die Regierung hat die Einwohner von Addis Abeba aufgerufen, die Hauptstadt zu verteidigen.
Foto: Jörg Böthling (Imago)

Doch unterdrückten die Tigray jegliche Opposition, pressten die äthiopische Vielfalt in eine Einheitspartei, was zu immer grösserem Widerstand führte – vor allem bei der grössten Volksgruppe der Oromo, die spätestens von 2015 an zu Hunderttausenden auf die Strasse ging. Einer der Anführer hiess Abiy Ahmed.

Als das alte Regime 2018 nach einem monatelangen Ausnahmezustand einlenkte, wurde Abiy Ministerpräsident. Er begeisterte die Äthiopier mit einer Botschaft der Einheit und

der Liebe, er entliess politische Gefangene und schloss Frieden mit dem im Norden angrenzenden Erzfeind Eritrea. Dafür wurde ihm der Friedensnobelpreis verliehen. Als er die Auszeichnung 2019 entgegennahm, sagte er: «Der Krieg macht Menschen verbittert, herzlos und grausam.» Die Dinge schienen weniger kompliziert geworden zu sein.

Der Premier von Äthiopien, Abiy Ahmed, erhielt für seine Bemühungen um Frieden mit Eritrea den Nobelpreis.
Foto: Keystone

Gerade forderte ebenjener Abiy seine Leute auf, den nahenden Feind mit allen Mitteln zu bekämpfen, sich zu bewaffnen: «Wir werden diesen Feind mit unserem Blut beerdigen.» Es ist der Aufruf zur letzten Schlacht, der alles entscheidenden, mal wieder, in der es auch um sein Überleben geht.

Auf der Suche nach dem Krieg

Seit November vergangenen Jahres kämpfen Truppen der aktuellen Regierung von Abiy gegen die Kämpfer der alten Herrscher, der Tigray, um die Macht im Norden des Landes. Abiy schloss Frieden mit Eritrea, nicht aber mit den entmachteten Tigray. Die verloren ihre Ämter und Reichtümer, zogen sich in ihre Region im Norden zurück und sabotierten Abiys Reformen. Der Ministerpräsident wiederum tat wenig zur Deeskalation. Vor einem Jahr begann der Krieg.

Wie konnte es passieren, dass Äthiopien in nur zwei Jahren von der Friedenshoffnung zur Hölle wurde?

Auf der Suche nach Antworten begegnet man jungen Burschen an der Hotelrezeption, die abends an der Waffe üben. Demonstranten an einem See im Süden des Landes, die gegen ihren einstigen Helden demonstrieren. Man spricht mit dem Menschenrechtsbeauftragten der Regierung, der gerade den Deutschen Afrikapreis bekommen hat und der von seiner Enttäuschung erzählt. Man trifft Leute wie Alemu Kebede, die sagen, sie seien friedliche Menschen, und die doch die Kämpfer unterstützen.

Und immer wieder hört man: Die anderen wollen uns vernichten. Äthiopien, so muss man es sagen, befindet sich im Krieg mit sich selbst.

Im ganzen Land brechen nun alte Wunden auf, gehen Männer mit Gewehren in die Berge, um für ihre Unabhängigkeit zu kämpfen oder das, was sie dafür halten. Die Toten hat noch niemand gezählt, Zehntausende werden es sein. Viele sind auf der Flucht.

Hunderttausende Menschen sind auf der Flucht vor der Gewalt, Millionen sind stark unterernährt.
Foto: Keystone

Im Simien Mountains Park trägt Alemu Kebede eine Trekkinghose, ein Fleece-Oberteil, Bergschuhe, wie früher. Er läuft einen Hügel hoch, zu den Lehmhütten in Chenna. Der Park und das Dorf liegen in der Region Amhara, in der das gleichnamige Volk zu Hause ist. Die Amhara haben ihre ganz eigene Geschichte, natürlich eine komplizierte.

Sie sind nach den Oromo die zweitgrösste Volksgruppe des Landes, die jahrhundertelang die Kaiser stellte, grosse Paläste baute und das Land bis zur Schrift hin kulturell prägte. Der letzte in der Reihe war bis 1974 Haile Selassie, den die Rastafari zu ihrem Anführer erkoren. Danach kamen die Kommunisten, angeführt vom Diktator

Mengistu Haile Mariam, den sie den «schwarzen Stalin» nannten, und der seine Toilette über das Grab von Haile Selassie gesetzt haben soll. Hunderttausende Menschen fielen seinem Regime zum Opfer. Fast zwei Jahrzehnte lang war Mengistu an der Macht, fast genauso lange bekämpften ihn die Tigray aus den Bergen des Nordens.

Im Jahr 1991 marschierten die Kämpfer ihrer Volksbefreiungsfront TPLF nach Addis Abeba und übernahmen die Macht. Damals trugen die Kämpfer der TPLF noch Ledersandalen aus Handarbeit, heute Plastikmodelle aus China, deren Spitzen nun aus einem Geröllhügel im Dorf Chenna ragen.

Verschossene Patronenhülsen liegen in der Nähe des Dorfes Chenna auf dem Boden verstreut. Es ist der Schauplatz einer der tödlichsten Schlachten des Tigray-Konflikts in Äthiopien. Foto: AP/Keystone

Bergführer Alemu Kebede sagt, das seien zwar die Feinde, aber auch junge Kerle, die von ihren Führern missbraucht werden.

Er deutet auf das Häuschen eines Mannes, der gerade den Zwillingsbruder verloren hat. Das Dörfchen Chenna ist der Ort eines der schlimmsten Massaker des Bürgerkrieges, die Kämpfer aus Tigray haben fünf Tage lang gewütet, Männer erschossen und die Priester, manchen haben sie die Hände auf den Rücken gebunden, bevor sie eine Kugel in den Kopf bekamen, erzählen die Bewohner. Als sie sich zurückziehen mussten, töteten sie das Vieh und schossen mit den Gewehren in die Blechdächer, damit diese nicht mehr vor Regen schützen.

Alemu Kebede zeigt jetzt die Toten, die noch nicht beerdigt worden sind. Er ist eine Art Fremdenführer des Grauens geworden, der für Journalisten übersetzt, die als Einzige noch kommen. Die toten Kämpfer der Tigray liegen in einem kleinen Eukalyptuswald,

ein Bach schlängelt sich, das Gras steht aufrecht wie Schnittlauch, die Leichen liegen alle auf dem Bauch, in Tarnhosen und Plastiksandalen, das Gesicht in den Schlamm gegraben.

Den Geruch der Leichen wird man die folgenden Tage nicht loswerden, obwohl ihn wohl sonst niemand bemerkt. Man wird ihn auch mitnehmen, als einen die vielen Fragen ins Gefängnis bringen.

Das beste Land der Welt

Äthiopien ist etwa dreimal so gross wie Deutschland, mit einer jahrtausendealten Geschichte, ein Land, das als einziges in Afrika nie wirklich kolonialisiert wurde. Im Rest der Welt wurde das Bild des Landes von Bob Geldofs «Live Aid»-Konzerten geprägt, mit denen 1985 Geld gesammelt wurde wegen der schlimmen Hungersnot. Äthiopien ist bis heute ein Synonym für Hunger und Armut, für Afrika insgesamt.

Nur sehen sich die Äthiopier selbst ganz anders: Land of Origins nennen sie sich. Der Ort, wo alles begann. Das Land gilt als die Geburtsstätte des wohl berühmtesten Vormenschen, von Lucy, 3,2 Millionen Jahre alt, deren Überreste im Nationalmuseum in der Hauptstadt Addis Abeba liegen. Eine uralte christliche Nation, die nach Ansicht mancher Historiker im vierten Jahrhundert zum Christentum konvertierte, viel früher als grosse Teile des Römischen Reiches, die im 15. Jahrhundert Botschafter nach Europa schickte, um von ihrem Land zu berichten.

Äthiopien hat seinen eigenen Kalender mit 13 Monaten und seine eigene Zeit. Die Musik hört sich ein wenig so an, als würde man Schallplatten rückwärts hören, weil sie so unberechenbar klingt. Das Essen gehört zum feinsten der Welt, das allgegenwärtige Fladenbrot wird aus einem dunklen Sauerteig gemacht. Der Kaffee wurde hier entdeckt. Und auch Bob Geldof hat mittlerweile erkannt, dass Äthiopien mehr als Hunger ist, und in ein Weingut investiert.

2003 trifft Bob Geldof ein Mädchen, das Aids hat, in einem von Unicef gesponserten Community Care Center in der Nähe von Addis Abeba und macht damit auf die Notlage durch Dürre, Hungersnot und Aids aufmerksam.
Foto: Stephen Morrison (EPA/Keystone)

Fragt man einen Äthiopier, fallen ihm noch tausend andere Gründe ein, warum sein Land das beste ist auf der Welt. Aber auch, was in all den Jahrhunderten noch nicht geklappt hat: der Aufbau eines stabilen und gerechten politischen Systems.

Dabei gab es die Hoffnung, dieses Mal alles besser zu machen, als der Protest gegen das Regime der Tigray vor fünf Jahren zu einer Massenbewegung wurde.

Die grosse Hoffnung

«Ich war von Anfang an dabei», sagt Badessa Araarso, der zu den Oromo gehört, «wir haben begonnen, die Proteste zu organisieren.» Mal tauchten plötzlich Hunderte vor einem Gefängnis auf, in dem ein Oppositionsführer verhaftet wurde, mal Zehntausende zu einer Demonstration. Sie kommunizierten über Whatsapp und Facebook, und mussten Flyer und Zettel benutzen, wenn das Regime mal wieder das Internet abschaltete. Manchmal wurden die Mitglieder verhaftet, manchmal auch erschossen. «Von da oben auf dem Hügel kamen die Kugeln», sagt Badessa Araarso.

Er steht am Lake Hora in der Nähe der Stadt Bishoftu, etwa 50 Kilometer entfernt von Addis Abeba. Ein dichter Wald zieht sich zum Ufer einer Seenplatte, unter den Bäumen stehen noch dichter die Ausläufer einer Menge von Hunderttausenden Menschen, ja vielleicht von Millionen, die hier jedes Jahr herkommen, in weisse Tücher gehüllt, zum «Irreecha», dem Fest, mit dem die Oromo das Ende der Regenzeit begehen und für eine gute Ernte bitten. Es sind vor allem junge Menschen, so wie das ganze Volk manchmal nur aus den Jungen zu bestehen scheint, jeder zweite im Land ist unter 20 Jahre alt.

Das Erntedankfest ist eigentlich ein religiöses Ereignis, in den vergangenen Jahren aber ist es auch eine politische Veranstaltung geworden, auf der man im Schutze der Massen seine Meinung sagen, oder es zumindest versuchen kann. 2016 protestieren hier Hunderttausende gegen das Tigray-Regime, das auf die Demonstranten schoss, es kam zu einer Massenpanik, etwa 200 Menschen starben, vielleicht auch mehr, viele davon Freunde von Badessa Araarso, 28, der sagt, er habe sie im Graben ein paar Hundert Meter weiter oben verbluten sehen.

Das Massaker hätte so etwas werden können wie der Tiananmen-Moment Äthiopiens, in dem die Regierung deutlich macht, dass sie jeden Protest blutig ersticken werde. Das Gegenteil passierte, es kamen immer mehr junge Leute wie Badessa Araarso auf die Strassen, und am Ende triumphierte Abiy Ahmed. Der brachte das Kunststück fertig, Teil des alten Systems gewesen zu sein – ein junger Geheimdienstler, der eine Spezialeinheit zur Überwachung des Internets gegründet hatte –, gleichzeitig aber als glühender Oromo-Reformer zu gelten, die Hoffnung von Millionen. «Ich war glücklich, als Abiy an die Macht kam, ich habe ihn unterstützt und geliebt», sagt Badessa Araarso.

Das Ende einer Feindschaft

In Addis Abeba marschierte man im Sommer 2018 als Reporter an allen Sicherheitsleuten vorbei, direkt auf die Empore der Millennium Hall, eines flachen Baus aus Wellblech in der Hauptstadt, in dem an diesem Abend Zehntausende den Frieden mit dem Nachbarland feierten, während der Rest der Welt das Finale der Fussball-WM schaute. Man sass nur ein paar Meter vom Tisch von Abiy und Eritreas Präsident Isaias Afewerki entfernt. Es gab äthiopischen Rosé, an den Wänden der Halle hingen zwei Hälften eines Rindes, dessen Filet zu besonderen Gelegenheiten in Äthiopien roh gereicht wird. Beim Gast aus Eritrea war man sich damals offenbar nicht so sicher und stellte ihm als einzigen einen Grill an den Tisch, für den Fall, dass er es nicht so mit rohem Fleisch hat. Isaias ass alles brav auf, er wirkte aber wie überrannt von der Macht der Jugend, von Abiy.

Einstige Hoffnung von Millionen: Abiy Ahmed.
Foto: Mulugeta Ayene (Keystone)

Erzfeinde waren Äthiopien und Eritrea, warum genau, das wollte damals schon niemand mehr so genau wissen. Es ist, wie immer in der äthiopischen Geschichte, recht kompliziert. Eritrea wurde schon von Kaiser Haile Selassie völkerrechtswidrig in dessen Reich eingegliedert und gehörte während der kommunistischen Diktatur zu Äthiopien, die Tigray kämpften damals gemeinsam mit den Soldaten von Isaias gegen das Regime, Eritrea wurde 1991 unabhängig, später zerstritt man sich, es ging um ideologische Details, vor allem aber um das Ego älterer Männer mit Schnurrbärten. Zwei Jahre lang führten Äthiopien und Eritrea einen sinnlosen Krieg um ein Stück Ödnis, etwa 100'000 Menschen starben. Dann kam der glattrasierte Abiy und machte alles anders. So dachte man damals.

Es war eine Geschichte, die sich gut erzählen liess, auch, weil es nicht so viele positive Geschichten gibt aus Afrika. Vielleicht aber sah Abiy den Friedensnobelpreis damals schon als Freifahrtschein, um in den Krieg zu ziehen.

Das Ende der neuen Zeit

An diesem Tag, genau zwei Jahre später, sind auf dem Fest am See Sprechchöre zu hören gegen Abiy, die Jungen hier singen davon, gegen seine Regierung in den gewaltfreien Kampf zu ziehen. «Unsere Bewegung wurde von Abiy gekidnappt, das ist eine Beleidigung und Herabsetzung für alles, wofür wir stehen», sagt Badessa Araarso. Wofür sie standen, waren Demokratie und Frieden, was sie bekamen, waren Unterdrückung und Krieg. «Er hat die falsche Richtung eingeschlagen.»

Abiy Ahmed will eine Nation schaffen, in der sich alle zuerst als Äthiopier sehen und dann als Angehörige ihrer Volksgruppe. So hat er es zumindest behauptet, zu Beginn seiner Amtszeit. Er will die Macht der Zentralregierung stärken und die der Regionen schwächen.

Es wäre ein Ausweg aus den ewigen Konflikten, die Teile Afrikas seit Jahrzehnten plagen, den Streitereien der einen Volksgruppe mit der anderen. Aus der Ferne mögen solche Auseinandersetzungen wild und ungestüm aussehen. Aus der Nähe aber sind sie nicht schwer zu erklären: Sie tragen sich in Staaten zu, die keine Institutionen zur Konfliktlösung haben, die kein Vertrauen im Volk schaffen. Das Einzige, was sicher ist und Sicherheit gibt, ist die eigene Gruppe.

Millionen Zivilisten in der Gegend Tigray sind von humanitärer Hilfe abgeschottet. Abiy wird vorgeworfen, Hunger als Waffe zu benutzen, als Teil der Kriegsführung.
Foto: Eduardo Soteras (AFP)

Auf dem Gelände des alten Kaiserpalastes in Addis Abeba hat Abiy den Unity Park bauen lassen, eine Art föderalen Vergnügungspark mit Löwengehege und Softeisständen. Am Ende des Rundgangs hat jede grössere Volksgruppe einen Pavillon, einen Glaskasten, in dem recht lieblos drapiert ein paar Trachten und Musikinstrumente der jeweiligen Region ausgestellt sind. Identität als eine Art Folklore.

Am See sind Flaggen zu sehen, grosse und kleine, neue und schon etwas zerfaserte. Alle sind sie schwarz, rot und weiss, in den Farben der Oromo. Und keine grün-gelb-rot, so wie die Fahne Äthiopiens.

Immer haben andere über uns entschieden, sagt Badessa Araarso. Das fange bei der Kleidung an und ende in der orthodoxen Kirche, in der in Amharisch gepredigt werde,

nicht in Oromo, seiner Sprache. «Jede Regierung hat bisher das ‹Teile und herrsche›-Prinzip angewandt», sagt er. Alle Herrscher der Vergangenheit hätten die eine gegen die andere Volksgruppe ausgespielt. «Wir wollen wahren Föderalismus, wir wollen nicht andere dominieren. Wir wollen aber auch nicht assimiliert werden.» Er will friedlich kämpfen, andere Oromo haben zu den Waffen gegriffen und marschieren auf Addis, um Abiy zu stürzen.

Hunger als Waffe

Tradition und Identität, das sind manchmal nur Floskeln in einem Kampf, bei dem es eigentlich um Macht und Geld und Einfluss geht. Alles haben die Tigray verloren unter Abiy, sie hatten sich beleidigt in den Norden zurückgezogen und dort eigenständig Wahlen abgehalten – und einen Stützpunkt der Bundesarmee angegriffen. Andere hätten vielleicht nach Kompromissen gesucht. Abiy begann seinen Krieg.

Menschen, die vor dem Konflikt in der äthiopischen Region Tigray geflohen sind, fahren am 1. Dezember 2020 in einem Bus zur Notunterkunft Village 8 nahe der sudanesisch-äthiopischen Grenze. Ein Jahr nach Ausbruch des Krieges hat sich die Situation verschärft. Foto: Nariman El-Mofty/Keystone

Abiys Mutter prophezeite ihm einst, König von Äthiopien zu werden, direkter Nachfahre des biblischen Herrschers Salomon, und so benimmt er sich inzwischen auch. Er ist ein eifriger Christ, ein Prediger bei den Evangelikalen. Doch nicht einmal Gott habe bei seinen Entscheidungen mehr ein Mitspracherecht, spotten seine Kritiker. Der Reformer, den es in ihm vielleicht einmal gegeben hat, wurde vom religiösen Eiferer und ehemaligen Geheimdienstmann überwältigt. Heute lässt er wie seine Vorgänger das Internet abschalten, wenn ihm die Kritik zu laut wird.

«Was würde Berlin machen, wenn die Bayern plötzlich die Bundeswehr angreifen?», sagt einer von Abiys Verteidigern, zu denen auch Äthiopier zählen, die schon lange in Deutschland leben. Sie argumentieren, dass Abiy keine Geisel des Friedensnobelpreises sein dürfe, dass er auch weiter in der Lage sein müsse, Recht und Ordnung herzustellen in seinem Land, notfalls mit Gewalt. Und so nannte Abiy seine Militäraktion auch: «Law and Order.»

Die Realität aber sah so aus, dass Frauen in der Region Tigray von Abiys Truppen und den Verbündeten aus Eritrea massenhaft vergewaltigt, dass Zivilisten erschossen wurden und die Gegend von humanitärer Hilfe abgeschottet wird. Abiy wird vorgeworfen, Hunger als Waffe zu benutzen, als Teil der Kriegsführung. Die Vereinten Nationen schätzen, dass 400'000 Menschen in Tigray unter einer Hungersnot leiden. Mehr als fünf Millionen Menschen brauchten demnach humanitäre Hilfe, um zu überleben.

Die Sicherheit des Landes

Am Ufer des Lake Hora strömen die Massen an den See, in der Hand haben sie ein Büschel Getreide, das sie ins Wasser halten und mit dem sie sich dann bespritzen, der Segen für das kommende Jahr.

Zeichen der Hoffnung auf eine gute Ernte und glücklichere Zeiten: Frauen in farbenfrohen traditionellen Gewändern lassen Blumen ins Wasser ein am Irrecha-Fest in Addis Abeba. Foto: Samuel Habtab (AP)

Badessa Araarso aber hat wenig Hoffnung. Er zeigt auf seine Handrücken, auf die Handknöchel, auf sein Bein, alles gebrochen vom Tigray-Regime, siebenmal sei er in Haft gewesen für den Kampf um Freiheit, der nun weitergehen müsse, dieses Mal gegen den Feind aus den eigenen Reihen.

Er schaut in die Runde, um ihn herum hat sich am See eine ganze Traube von Zuhörern gebildet, Handys werden hochgehalten, Fotos gemacht und Videos aufgenommen. Er erzählt davon, wie ihn der Protest gegen Abiys Regierung seinen Job an der Universität gekostet habe, wo er in der Verwaltung arbeitete. Wie er Probleme habe, Frau und Kind zu ernähren. «Es geht mir nicht gut», sagt er. Aber der Protest müsse weitergehen. «Auch hier stehen vielleicht Sicherheitsleute und hören uns zu. Aber ich nehme das Risiko in Kauf.»

Wenig später, es ist etwa zehn Uhr morgens, drängen sich Männer in tarnfarbenen Anzügen durch die Menge. Sie nehmen aber nicht Badessa Araarso mit, sondern den Reporter. Ein fester Griff am Arm, man wird mitgezerrt, die Uniformierten schubsen einen auf einen grossen Platz, von da auf die Ladefläche eines Pick-ups, zusammen mit einem Dutzend Taschendieben, dann geht es in die Polizeistation, wo in einem kleinen Zimmer schon der Geheimdienst wartet, was man nur vermuten kann, weil sich niemand vorstellt.

Es sind zwei Jungs in Zivilklamotten, in T-Shirts und Sneakern, die genauso gut zu den Protestierenden gehören könnten. Was man hier berichten wolle, fragen sie, und wo überhaupt die Genehmigung sei. Man zeigt das Journalistenvisum und die Akkreditierung und noch zwei behördliche Genehmigungen. Reicht nicht, sagen sie. Immer neue Leute kommen in das Zimmer, plustern sich auf, behaupten, man habe die Sicherheit des Landes gefährdet. Sie haben offenbar ein Video, das zeigt, wie man den Protestierenden Fragen gestellt hat auf dem Festival.

Autoritäre Regime haben etwas Gefährliches, vor allem für jene, die dauerhaft mit ihnen leben müssen. Zumindest für Aussenstehende haben sie aber auch etwas Groteskes, ein schlechtes Stück, das aufgeführt wird, eine billige Kopie von etwas, was mal im Fernsehen lief. Ein Regierungsmitarbeiter, der einen auf Teilen der Reise begleitet hat, fragt zum Abschluss, ob man ihm eine Beurteilung schreiben könne, er bewerbe sich gerade im Privatsektor. Auf der Fahrt zu einer anderen Polizeistation will der Polizist nicht sagen, wohin es geht, muss dann aber nach einer halben Stunde gestehen, dass er sich verfahren hat.

Mit angezogenen Knien

In der Station geben sie sich jedenfalls alle Mühe, möglichst authentisch gefährlich zu sein, nach fünf Stunden Verhör werden einem der Gürtel abgenommen, die Wertsachen und die Schnürsenkel. Man wird ins Gefängnis gesteckt. Mit etwa hundert anderen steht man in einem Innenhof von nicht mehr als 60 Quadratmetern, der Boden ist voller Schlamm, ein paar Lkw-Reifen liegen als Sitzgelegenheit herum und zwei alte Bürostühle, deren Sitzfläche bereits im Zustand der Kompostierung ist.

An der Kopfseite des Hofs liegt eine riesige Müllkippe aus Plastikflaschen und verrottenden Essensresten, daneben eine offene Toilette, die in den Hof rinnt. Durch ein offenes Fenster in der Mauer kann man trockenes Brot und Wasserflaschen kaufen. Gegen 18 Uhr scheuchen die Wachen alle in drei kleine Zellen, 40 Leute in einen Raum. Man kann gerade so auf dem Betonboden sitzen.

Ein Mitgefangener mit einer schwarzen Baseballkappe kommt aus der Dunkelheit und verlangt das letzte Geld, das man hat. Für Kerzen, sagt er. Es müssen recht teure Kerzen

sein, die er da kauft. Andererseits ist es gut, ein wenig Licht zu haben, und die Gewissheit, dass es genug Sauerstoff gibt, solange die Flamme brennt. Man spürt die Läuse und riecht den Kot. Und dann öffnet sich die Tür, und es ist vorbei, man wird in die Nacht geworfen, der Pass aber einbehalten.

Denn am nächsten Tag muss man noch einmal sechs Stunden auf der Polizeistation verbringen, und zwei Tage später dann noch einmal eine Stunde. Je höher man in der Hierarchie steigt, desto mehr scheinen den Polizisten die Fragen auszugehen. Irgendwann wünschen sie einem einfach einen schönen Restaufenthalt, was auch daran liegen kann, dass sich das Auswärtige Amt massiv für einen eingesetzt hat.

Gebrochene Herzen

«Tut mir leid, das zu hören», sagt Daniel Bekele, als er vom Aufenthalt im Gefängnis hört. Er sitzt im oberen Stock eines Hochhauses in Addis Abeba in einem Büro, das so gross ist, dass man hier auch ein Kleinfeldfussballturnier abhalten könnte. An der Glasfassade draussen prangt die Leuchtschrift der Ethiopian Human Rights Commission. Sie wurde schon im Jahr 2000 gegründet, noch unter der von den Tigray beherrschten Regierung, und war wenig mehr als eine Art Feigenblatt. Daniel Bekele, 54, war lange Zeit ihr schärfster Kritiker.

Daniel Bekele, äthiopischer Anwalt und Menschenrechtsaktivist, hat den UNO-Bericht zum Krieg in Äthiopien vorgelegt.
Foto: Eduardo Soteras (AFP)

Er hat in Oxford Jura studiert und ist dann zu Hause zum Menschenrechtsaktivisten geworden, hatte gegen eine von den Tigray gefälschte Wahl protestiert und landete dafür drei Jahre im Gefängnis. Nach der Freilassung wurde er Afrika-Chef der Human

Rights Watch mit Sitz in Kenia. Immer wieder kritisierte er die Machthaber in Äthiopien. Heute ist er dort Staatsbediensteter.

Vor kurzem hat er gemeinsam mit den Vereinten Nationen einen Bericht zu den ersten sechs Monaten dieses Krieges vorgelegt. Die Ermittler haben sich mit Frauen getroffen, die über Wochen immer wieder von Soldaten vergewaltigt wurden. Und mit Menschen geredet, deren nächsten Angehörige hingeschlachtet wurden. Im Bericht steht: «Alle am Tigray-Konflikt beteiligten Parteien haben gegen die internationalen Menschenrechte, das humanitäre Völkerrecht und das Flüchtlingsrecht verstossen. Einige dieser Verstösse können Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit darstellen.»

Auch in das kleine Dörfchen Chenna sind die Ermittler der Menschenrechtskommission gereist, ins Dorf von Bergführer Alemu Kebede.

Bewohner vor ihren Lehmhütten im Dorf Chenna im Simien Mountains Park.
Foto: Bernd Dörries

«Ich wusste, dass der Übergang von einem repressiven Regime zu einer demokratischen Regierung schwierig werden würde. Aber ich hätte nicht damit gerechnet, dass wir uns jetzt im Krieg wiederfinden. Es bricht mir das Herz.» Bekele sitzt weit weg hinter seinem Schreibtisch, er sieht traurig aus, verletzlich, vielleicht müde. Rechts von ihm sieht man

den Meskel Square durch die Fenster, den riesigen Platz im Zentrum der Hauptstadt, über den nun eine moderne Hochbahn fährt, der schon immer auch der Platz war, auf dem die jeweiligen Herrscher ihre Feste feierten. Erst die Kaiser, dann die Kommunisten, die Tigray, und 2018 wurde Abiy hier von Hunderttausenden bejubelt. «Damals war die Stimmung grossartig, aber es gab auch Leute, und dazu zähle ich mich selbst, die damit rechneten, dass es nach den Flitterwochen schwieriger werden würde, weil Äthiopien so tiefgehende politische Probleme hat.»

Äthiopien ist ein riesiges Land, aber vor allem aus dem Flugzeug sieht man auch, wie eng es ist. Überall kleinteilige Felder, auf denen die meisten Menschen das anbauen, was gerade so zum Leben reicht. Oft geht es in den Konflikten darum, dass der eine dem anderen gerade etwas weggenommen hat oder der andere es zurückhaben will. Weil es immer weniger Land gibt für eine sehr schnell wachsende Bevölkerung. Und jede Region hat ihre eigene Polizei, ihre eigenen Sondereinsatzkräfte und Milizen. Überall Waffen.

Menschen versammeln sich am Sonntag, 7. November 2021, auf dem Meskel Square im Zentrum von Addis Abeba, bei einer von den örtlichen Behörden organisierten Kundgebung zur Unterstützung der äthiopischen Nationalen Verteidigungskräfte.
Foto: AP/Keystone

Das grösste Problem, sagt Daniel, sei vielleicht, dass der Staat kein Gewaltmonopol besitze, dass es keine Medien gibt, die versuchen, eine neutrale Sicht der Dinge zu vermitteln. Die Menschen haben höchstens Facebook und wissen nicht, was sie glauben können. Menschenrechtsorganisationen werfen den grossen sozialen Netzwerken schon lange vor, dem Hass in Äthiopien tatenlos zuzusehen, nichts dagegen zu tun, dass die Führer der Volksgruppen sich gegenseitig aufhetzen.

Ein ewiger Kreislauf

«Vor drei Jahren sah es so aus, als ob wir ein neues Kapitel aufschlagen, aber leider ist es nicht so gekommen», sagt Daniel Bekele in seinem Büro. Dennoch sei die Lage besser als unter den vorigen Regimen, viele Nichtregierungsorganisationen seien noch frei in ihrer Arbeit. Schaue man sich den Prozess der Nationenbildung in Europa und anderswo an, dann sei das ein zähes Unterfangen, eine Abfolge von Fortschritten und Rückschlägen. Als Bekele auf seinen Posten kam, hatte seine Behörde knapp hundert Mitarbeiter. Mittlerweile sind es 400, mehr als doppelt so viele sollen es einmal sein.

Wann das Leben wieder so wird, wie er es sich wünscht, fragt man Alemu Kebede im Simien Mountains Park.

Tja, sagt der Mann, der einerseits auf Frieden hofft und andererseits Proviant heranschleppt für die Amhara-Truppen an der Front. Der einerseits Touristen die Schönheit seines Landes zeigen will, andererseits das Gefühl hat, seine Heimat verteidigen zu müssen mit allen Mitteln.

«Tourismus ist ein sensibles Geschäft, die ganze Welt hatte Covid, aber nur wir haben einen solchen Krieg.» Vielleicht gebe es ja in einem oder zwei Jahren wieder eine Art Normalität. «Denn eigentlich sind wir ein friedliches Volk.» Aus der Ferne hört man den Donner der Artillerie.

Publiziert: 12.11.2021, 11:32